



# Die Tanzende

Am folgenden Morgen begeben mich zum Marktplatz, gekleidet in meinem Geologen-Mantel, bei mir ein Wanderstab. Es würde ein Sturm aufziehen, sagt der Himmel, doch das will uns von diesem Abenteuer nicht abhalten.

Als alle an der Reise Teilnehmenden – neben mir sind das Ilô, Darren, Admete, Marwo und sein Sohn Gwyddno – versammelt stehen, sprechen wir das Vorhaben erneut durch: Etwas mehr als einen halben Tag wären wir bis zur Ruine unterwegs, abhängig davon, wie zuverlässig uns Marwos Esel die Lasten zu tragen bereit ist. So hätten wir den Rest des Tages und vielleicht einen folgenden, um uns mit der Ruine vertraut zu machen und um Rüstungsteile und andere verwertbare Dinge zu suchen. Danach komme der Rückweg.

Einen Lagerplatz würde sich in dem alten Gemäuer schon finden, glauben wir. Dem Esel haben wir darum die Decken aufgelegt, nebst Schaufel und Spitzhacke, um verborgenen Schrott auszugraben.

Uns fällt nicht leicht, an alle Eventualitäten zu denken: Gleichwohl die Ruine am Horizont in ständiger Sichtweite liegt, ist niemand der Aufbrechenden je dort gewesen. Verlassen soll sie sein – nachts wurde dort nie ein Licht zu sehen. Aber wer weiß schon, was heute darin haust? Wilde Tiere? Wegelagerer? Vorsichtshalber laden wir Lebensmittel für drei Tage auf.

Bemerkenswert finde ich abermals den Umgang von Oren mit seinem Sohn: Fast sorglos gibt er ihn uns mit, auch wenn es seinem Kopf entsprungen sein soll, uns zu begleiten. Er sieht sich wohl veranlasst, die Karten der Umgebung zu präzisieren, vor allem, wenn eine gänzlich unkartierte Ruine Ziel der Reise ist.

Dennoch gibt er seinen Jungen in unsere Obhut, gleich so, als wären wir alle seine Familie, Brüder und Schwestern, um auf ihn aufzupassen.

Darrens Gefährtschaft kann ich gut verstehen; von uns allen kennt er sich im Gelände und dem Nachtlagern am besten aus; weiß, was bei Gefahr oder Verletzungen zu tun ist. Und Admete begleitet uns als geschultes Auge für verwertbare Dinge; vielleicht erhält sie vor Ort die eine oder andere Eingebung.

Marwo nimmt den Weg offenkundig nicht wegen seines Esels auf sich (obwohl dieser ihm vertraut ist und er ihn ohne Widerstand führen kann), sondern um sich nützlich zu fühlen, vielleicht auch aus Neugierde. Und Gwyddno, sein Sohn, soll mit ihm kommen, um etwas aus der weiten Welt zu lernen.

So alles geklärt ist, verabschieden wir einander herzlich und brechen auf. Aniek tröstet sich damit, dass die Ruine in Sichtweite sey und sie unseren Zug, ihr gutes Augenlicht vorausgesetzt, bestenfalls bis zum Ziel verfolgen könne. In Absprache mit den Zurückgebliebenen wollen wir des Nachts ein großes Feuer in der Ruine entfachen, dass man von unserem Wohlsein wisse. Ich persönlich freue mich auf dieses Feuer, bedeutet es die Anwendung einer Kommunikationsmethode, derer man in moderner Zeit überdrüssig geworden ist.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang brechen wir auf.

\*\*\*

Anfangs kommen wir zügig voran, was unseren ausgeruhten Leibern und der nur unwesentlichen Steigung zu verdanken ist. Noch vor Mittag queren wir die zur Ruine führenden Hügel, und mir ist, als ginge ich schon mein ganzes Leben bergauf. Blicken wir zurück, ist Fornburg in die Ferne versetzt; blicken wir voran, ist die Ruine kaum nähergekommen. Noch seltsamer scheint uns, dass kein einziger Pfad zur Fornburg führt, so sehr wir in allen Richtungen danach Ausschau halten. Gleichwohl wir die günstige Richtung mit den wenigen Hindernissen zwischen Dorf und Veste einschlagen, gibt es keinen neuen und keinen alten Weg – so unkenntlich oder nie getreten, als sey die Siedlung erst Jahrhunderte entstanden, nachdem in der Burg

die letzte Seele verblichen ist. Und seitdem ist wohl auch niemand mehr dort gewesen.



Darren bemerkte, dass die Wiesen so grün und reich bewachsen sind, dass es sich lohnt, Schafe und Ziegen hierherzutreiben. Warum das noch nie geschehen sey, frage ich ihn: Er spricht, dass nie zuvor Notwendigkeit bestand – die Weidegründe am Dorf haben immer ausgereicht.

Konzentriert, unfähig jeder Ablenkung, schreitet Ilô neben uns her, in den Händen ein Stück Papier, auf dem er die Geländemerkmale um uns herum skizziert, die Entfernung zum Waldrand, zum Meer und so fort. Ich sehe auch, dass er behutsam die zurückgelegten Schritte zählt.



Am Nachmittag endlich, als die Ruine merklich größer geworden ist, uns schon von Weitem mit ihren rötlich schimmernden Resten des verfallenen Gemäuers imponiert, ergibt sich eine Gelegenheit zur Rast: Der Esel hat es zuerst erspäht, geht daher schneller, als wisse er von unserer Absicht. Dabei handelt es sich um Mauerreste, die, kleiner als die der Veste, zu der Burg vorgelagerten Gebäuden gehören: Ilô misst 20 mal 30 Fuß, und eine weitere Grundmauer von doppelter Größe. Der Mauerrest, aus etwa zwei Handspanne breiten und eine Handspanne hohen Feldsteinen zusammengetragen, erhebt sich noch bis Hüfthöhe, alles Aufgelegte liegt daneben. Eine Ausnahme ist eine Türöffnung, an der sich die Ummauerung bis Kopfhöhe erhalten hat, sowie der Kaminwinkel.

Was das für Gebäude seien, kann niemand mehr sagen; wahrscheinlich gehörten sie Bauern. Vom Dorf sind sie jedenfalls nicht sichtbar, da in einer Senke gelegen. Ilô hält ihre Lage auf der Karte fest.

Auf einer windgeschützten Seite binden wir den Esel an eine junge Birke und setzen uns selbst im Schatten nieder.

Gwyddno, aufgeregt durch sein erstes Abenteuer, kommt nicht zur Ruhe und stöbert durch die Reste, entschlossen, etwas Brauchbares zu finden. Dann ruft er auf.

Wie ein Huhn hatte er die Böden beider Gemäuer von Laub und Astwerk freigescharrt, da hockt er neben einem gusseisernen Gitter, das unter dem Kaminschlott ausgelegt worden war. Wir Glückwünschen ihm zu diesem ersten Fund (der nebenbei meine Vermutung bestärkt, dass es hier einiges zu holen gibt), besprechen aber, uns erst auf dem Rückweg damit zu beladen. Als bald setzen wir unseren Weg fort.

Ein Hügel folgt dem nächsten, Senken wechseln einander ab. Ihnen allen ist gemein, dass nichts Höheres als knielanges Gras darauf steht, wild und bunt, nie gemäht. Entsprechend dicht ist das Gesumme der Insekten, entsprechend oft zerreißen unsere Beine Spinnennetze. Das meiste Kraut ist verblüht, nun, im beginnenden Herbst, hat es gelbbraune und rote Töne angenommen, wirkt zum Entzünden trocken, und ist doch so feucht, dass jedermanns Schuhe und Beinkleider durchnässt werden. Bald sollen uns weniger als drei Hügel vom äußeren Burgwall trennen, und umso aufmerksamer achten wir auf alles Ungewöhnliche. – Jedoch, vermindert sich die Bedeutung dieser Bemerkung nicht, gedenkt man der Ungewöhnlichkeit an sich, eine seit Ewigkeiten verlassene Festung aufzusuchen?

Schneller als erwartet stehen wir zweihundert Meter von einer Art Wall entfernt und halten inne. Da sind mannshohe Felsen zusammengerollt, mehr stehend als liegend, und viel zu unnatürlich, als ein rein geologisches Phänomen zu sein.

Wie also vorgehen, angenommen eine Bande Gesetzloser verbirgt sich dahinter, uns eine Falle zu stellen? Uns durch Rufen bemerkbar machen? Einen Stein zur Warnung werfen? Das halten wir alle in unserem Ratschluss für albern. Doch lieber nehmen wir albernes Dastehen in Kauf, mahnt unser aller Instinkt, als am Ende tot zu sein.



Andererseits: Waffen zur Wehr haben wir ohnehin nicht. Und sollte es hier wirklich Gesetzlose geben (wären nicht auch die Fornburger als »gesetz-los« zu beschreiben?), wären sie nicht unlängst auch auf das Dorf Fornburg losgegangen?

Schließlich wagt Marwo, als ältester unter uns, den ersten Schritt: Unbeirrt läuft er auf die Felsen zu und späht dahinter. – Keine Gefahr.

Nutzlos und verlegen kommen wir anderen uns vor, fast wie eine Meute Hasen, die der Abenteuergeist schutzlos in die Wildnis lockt – bis sie beim ersten Schatten erzittern und den Fuchs sehen.

Nun, da die Lage geklärt ist, nähern wir anderen uns. Sogar der Esel hat nur ein schmutzlachendes Grunzen für uns übrig.

Und da will auch ich glauben, dass es nichts zu fürchten gebe. Trägt nicht auch die Würde des Ortes dazu bei? Ganz gleich, was diese Felsmauer darstellen soll: Sie gehört zu einer Welt, an der Geschichte manifestiert ist. Ein Geheimnis, groß wie die Frage nach dem Weshalb?, fasst alles ein, zieht uns wie Ameisen zum Brotkorb.

Ilô skizziert das Geschehene, wie er es bei allem auf unserem Weg tun will.

Minuten später queren wir den nächsten Hügelkamm, da sehen wir es: Ein Fragment der Fornburg-Ruine, ganz allein, als letzter Kämpfer, auf einem Vorsprung, von wenigen Bäumen und Büschen umgeben. Wie zwei verschmolzene, massive Türme sieht das Relikt aus, oben in der Mitte mit einer Lücke, weiter darunter die Öffnung eines Fensters oder einer Scharte. Selbst aus der Ferne sind wir versichert, dass das Gebilde wenigstens fünf Meter hoch sein müsse. Wie imposant muss dann erst die Veste sein?



Fünzig Schritt voran offenbart sich die ganze Pracht eines vergessenen Zeitalters: Eine Mauer, wenigstens zwei Klafter hoch, von dem, was erhalten geblieben ist; zu beiden Seiten deren Enden nicht einzusehen; etwa alle hundert Meter von einem halbkreisförmigen Wallstück unterbrochen und überragt: Das sind die Ecktürme der Mauer.

Gwyddno stürmt los: In seiner jugendlichen Naivität kennt er kein Halten, kein Besinnen. Sein Vater will ihn zurückhalten, doch alles wirkt friedlich und verlassen. Geradezu unheimlich:

Was seinem Leichtsinn entgeht, fällt mir umso mehr ins Auge: So weit es sich überschauen lässt, umgibt die Mauer eine ausgedehnte Ebene, eine Wiese, auf der kein einziger Baum gewachsen ist. Lediglich einige flache, abgeschliffene Felsglatzen schimmern hervor und durchsetzen das matte Grün.



Meinem stets wissenschaftlich denkenden, alles hinterfragenden Geist erscheint unwahrscheinlich, dass während der letzten Jahrhunderte keine einzige Baumfrucht ihren Weg vor die Ruine gefunden haben soll. Doch immer, wenn ich in die eine und die andere Richtung schaue, kann ich mich von dieser Tatsache überzeugen. Scherzhaft denke ich an einen verborgenen Gärtner, der sich um das Anwesen kümmert.

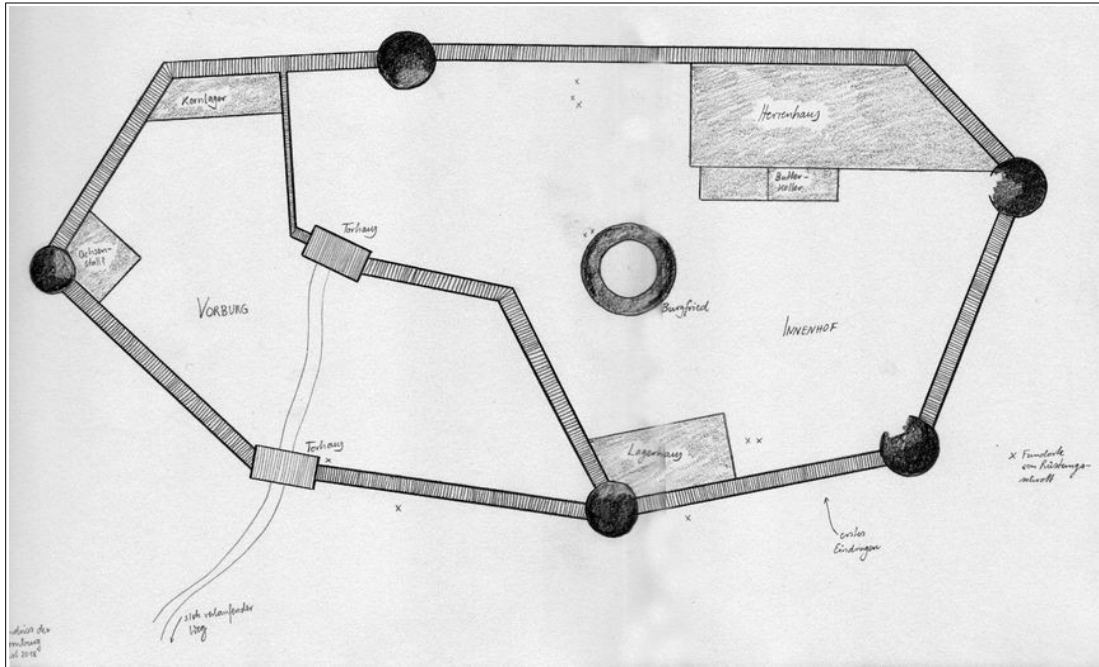
Bald hat Gwyddno die Mauer erreicht und erklimmt sie: Weit und löchrig ist ihr Äußeres; herausgefallene Steine und verwitterter Mörtel bieten leicht erreichbare Möglichkeiten, Hand und Fuß zum Klettern einzusetzen. Zeitgleich sieht sich Darren um, ob es auch eine Passage für den Esel gäbe. Schlicht, er entdeckt keine.

So folgen wir dem jungen Mann auf den Wall, während Marwo mit dem Esel und Ilô, dem die Stufen in der Wand zu hoch liegen, vorerst warten.

Oben auf der Mauer stehend, zeigt sich der ganze Umfang der Ruine: Es gibt einen äußeren Burgring – die Mauerreste, auf denen wir gerade stehen –, der eine Vorburg schützt; innen schließt eine weniger mächtige Mauer, gleichfalls zwei Manneshöhen hoch, einen Hof mit den Grundsteinen eines Burgfrieds ein. In westlicher Richtung sehe ich zwei Türhäuser, noch gut erhalten, die sind inmitten beider Mau-



ern eingesetzt, und verbinden Vorburg und Innenhof, beziehungsweise Vorburg und die die Ruine umgebende Ebene.



Nun erkenne ich auch, dass durch die verfallenen Torhäuser der Zugang zum Burginneren wohl möglich sey, und rufe dies Marwo zu. Ich beschreibe ihm außerdem die Reste des Burgfrieds, wo wir einander treffen wollen.

Der Innenhof ist ebenso weitgehend mit flach wachsender Wiese begrünt; hier und dort türmen sich dafür umso mächtiger emporgewachsene, alleinstehende Baumgiganten auf, unter denen sich in zahlreicher Menge Äste und anderes Totholz gesammelt hatten. – Dies ist uns in der sonst baumarmen Weite willkommen, wollen wir für die Fornburger doch ein Erkennungsfeuer entzünden. Also sammeln wir es beiläufig auf, während wir weiter in Richtung Burgfried vordringen.

Eine gespenstische Welt offenbart sich uns: Fremd im Anblick, und doch authentisch und Ehrfurcht erregend. – Als betrete man den Palast seiner Vorväter. – So fremd, dass selbst der Boden anders als vor den Mauern zu federn scheint.

Jederzeit darauf bedacht zu retirieren, stoßen wir Schritt um Schritt voran. Jetzt, da die Objekte in der untergehenden Sonne umso längere Schatten werfen,

wirken die ruinösen Reste erst recht unheimlich und unerforscht. Wie das letzte Tageslicht in sie eingedrungen, ward es verschluckt und nicht mehr freigelassen.

Eine gefährliche Stille umhüllt den Ort: Der Esel schreit nicht länger, kein Vogel klingt. Die Füße setzen wir gar so leise auf, dass ich allein hier zu sein glaube. – Dann endlich durchbricht eines Frosches Quaken die Lautlosigkeit: Ganz in der Nähe muss es ein Gewässer geben.

Mit einem Handzeichen vermittele ich meinen Kameraden, dass ich mich auf die Suche danach begeben wolle. Darren und die anderen bewegen sich dagegen weiter vorsichtig an der äußeren Mauer entlang und beabsichtigen eine Stelle zu erreichen, an der sie die Reste eines Gebäudes vermuten.

Nicht lange danach betrete ich den erhöhten Teil des Geländes, dort wuchern Gras und wilde Blumen, was nicht verwundert, denn inmitten liegt ein verborgener Teich. An dessen Ufer erheben sich zwei der wenigen hier wachsenden Bäume – weitständige Pappeln, so alt, dass weder ihre Krone deren Identität preisgibt, noch der Baum als solcher – angesichts unbeschränkten Wildwuchses des Efeu-Parasiten – erkennbar gewesen wäre, hätten ihm nicht einige seiner Blätter zu Füßen gelegen.

In seinen Ausmaßen präsentiert sich der Teich kaum fünf Meter weit, und da in seiner Mitte mehrere ebenso abgeschliffene Felskuppen hervortreten, wie sie ihn auch frei umgeben, lässt sich auf eine nur geringe Tiefe schließen.

Sogleich bedenke ich den praktischen Nutzen einer solchen Anlage: ein Wasserreservoir bei einer Belagerung; oder eine Tiertränke. Vielleicht handelt es sich sogar um einen vollgelaufenen, uralten Brunnen? Oder war es nur der Prinzessin Badeteich?

In der Ferne geht Marwo mit seinem Esel vorüber, so winke ich ihn heran. Ob wir unser Lager hier aufschlagen wollen, frage ich. Während der Esel trinkt, lädt er dessen Gepäck ab.



Derweil setze ich die Erkundung fort und schliesse zu den anderen auf. Ilô steht, wegen der besseren Perspektive, abseits und zeichnet, offenbar der Überzeugung ergeben, dass hier keine Überraschungen zu erwarten seien.

Admete und Darren haben ein mehrstöckiges Gebäude – das Herrenhaus? – betreten, und ich höre sie im Inneren sprechen. Das Haus ist wenigstens zwei Stockwerke hoch, und aus rotbraunen Ziegeln gesetzt; mit einer breiten Eingangstür, gesäumt von zwei Treppchen, und winzigen Fenstern entlang der gesamten Gebäudefront. Bereits von unten lässt sich erkennen, dass das Dach, vermutlich spitz zulau fend, nicht erhalten geblieben ist. Auch fehlen einige Etagenböden.

Vor dem Haus, in einem Winkel, weilt Gwyddno und betrachtet etwas, indem er mit der Hand auf der Wandoberfläche herumfährt. Da trete ich heran und schaue selbst: Ein im Ziegel eingedrücktes Wappen, eine Handspanne breit und gut erhalten, ziert das Gebäude: Es zeigt zwei Greifen, um einen Teller stehend, in den Klauen Lamm und Ochse. So etwas wie ein Zepter, von Blumen umringt, steht im Hinter-

grund. Was es bedeuten, für welches Herrengeschlecht es stehen soll, kann niemand mehr sagen. Jedoch, so frage ich mich: Gibt es überhaupt Wappen mit demütigen Motiven?

»Das sollte Ilô festhalten!«, schlage Gwyddno vor, »Mit Kohle abpauschen oder so!«

Bald darauf erscheinen Darren und Admete, und kaum, dass sie Licht sehen, eilen sie in die nächste Öffnung einer anderen Gebäude-Ruine.

Ich selbst besorge derweil das vereinbarte Feuer, indem ich trockenes Holz an jene Stelle der Mauer trage, die der Fornburg-Siedlung zugerichtet sind: Ganz klein nur ist der bebaute Fleck an der Küste; friedlich und unnahbar, gleich einem Postkarten-Motiv liegt dort das Dorf, deren Einwohner gewiss ruhelos das Leuchtfeuer erwarten.

Als die Sonne hinter den Horizont gewandert ist, bewegen sich lediglich Fackelträger von Ort zu Ort. Am Teich hatte Marwo ein wärmendes Feuer entfacht, und genauso brennt nun, wenn auch nicht lange, der Stapel Holz auf der Südost-Mauer. Es herrscht allgemeiner Konsens, dass dieses Feuer unmöglich hätte unbemerkt bleiben können.

Der Dunkelheit geschuldet, verbleibt uns nichts anderes zu tun, als die Decken um das Feuer auszurollen und sich zur Ruhe zu begeben.

\*\*\*

Am folgenden Morgen erfahren erstaunend, dass wir gemeinsam erst kurz vor Mittag erwachen – niemand aus der Gruppe hat sich eher aus dem Schlaf winden können.

Außerdem – ist der Esel verschwunden.

Marwo vermutet, dass sich das angebundene Tier durch einen lockeren Knoten hatte losreißen können, und so will er sich, ohne zu frühstücken, gleich aufmachen, den Entflohenen einzufangen.

Wir anderen denken uns dabei nichts weiter, sondern folgen der ursprünglichen Absicht, die Ruine zu durchsuchen. Außerdem verabreden wir, in der folgenden

Nacht eine Wache einzusetzen, dass wir bar einer ähnlichen Überraschung verschont blieben.

Wie bekannt, verteilen wir uns im Gelände, betreten die Mauerumrisse und Gewölbe, forschen nach allen nützlichen Hinweisen. Als wir jedoch am Abend zusammenkommen, gibt es nicht viel zu berichten: Ein jeder Keller, jede zugängliche Öffnung, nachdem betreten, zeigte dieselbe Erkenntnis: Eine Ruine, so verlassen und einsam, dass, mit Ausnahme des in der Wand eingepprägten Wappens, sonst nichts auf die vorherigen Besitzer hindeutet. Keine Möbel, Decken- oder Wandmalereien; nicht einmal Wandhaken in den als Ställen gedeuteten Grundmauern, sind aufzufinden. Und gleichwohl unglaublich, kommt es uns bald so vor, als habe man lediglich Gebäude und Mauern errichtet, ohne je darin gelebt zu haben. Oder finden wir nur deshalb nichts, weil all das schon zu lange zurückliegt?

Endlich dämmert es und wir sehen, erschöpft, wie wir sind, keinen Grund, noch länger in der Dunkelheit umherzuwandeln, als seien wir die letzten Schlossgespenster.

Am Nachmittag fand auch Marwo zur Gruppe zurück, jedoch ohne Esel. Wie er uns enttäuscht beschreibt, wollte er zunächst der Fährte folgen, die sich auf den begrastesten Untergrund verlief. Dann rief er voller Zuversicht sein Tier, denn seiner Stimme sey es stets gefolgt. Doch weit und breit war nichts zu sehen oder zu hören. Als habe sich der Esel in Luft aufgelöst!, klagt er. Auch mit einem guten Essen ist seine Stimmung nicht zu heben, gleichwohl wir ihm Hoffnung zusprechen, die Angst habe das Tier angetrieben und es würde bald wieder heimkehren.

In dieser Nacht erhalte ich die Aufsicht über Feuer und Sicherheit. Marwo ermahnt mich, auf Eselschreien zu lauschen, doch der seltsamen Geräusche finde ich genug des Nachts: Vieles klingt wie raschelndes Gebüsch oder Geäst, was umso merkwürdiger ist, da es an derartigem Bewuchs mangelt. Gelegentlich scheint etwas Flatterndes über meinen Kopf zu ziehen, dann in der Gemäuer höchsten Punkt zu verschwinden – ich schiebe es beruhigt auf Fledermäuse und finde mich damit ab.

Dennoch ist das Geschehen gespenstischer, als ich sonst meine Nächte gewohnt bin: Hier zieht mir die Nachtkälte in den Nacken und ich werfe mir den Kra-

gen hoch. – Daheim klappert im vertrauten Ton der Fensterladen und ich ziehe mir bequem die Decke über die Ohren.

Hier sitze ich umgeben von Dunkelheit und Geräuschen, in einer Fremde, an die ich mich wohl nie gewöhnen werde. – Daheim bin ich Fremder in einer ersehnten Heimat; alles dafür tuend, dass es so bleibt; als versuche man, nicht aus einem Traum zu erwachen.

Hier bin ich allein im Schein des Feuers, zwar von Freunden umgeben, doch fern meiner wahren Quelle an Stärke und Mut. – Daheim drehe ich mich im Bett oder schaue um mich – und Anniek ist da und mustert mit verliebten Augen, wie sie mir noch mehr gefallen könne.

Ich habe dieser Macht nicht viel entgegensetzen: Ich bin eben nur ich, ein Mensch. Mein Schatten erbleicht, sobald ich unter der Erde liege. Doch an Annieks Sein und Werken wird man sich noch lange danach erinnern wollen. Wie an eine Legende, in der von einem unerreichbaren, und doch einmal vorhandenen Ideal erzählt wird. – Ein Vorbild für die Rastlosen, die schon heute in Anzahl derjenigen schwerer wiegen, die sich mit dem abscheulichen, doch süß schmeckenden Gram der Welt abgefunden haben.

Während ich im Dunklen sitze und auf das Fortglühen des Feuers achte, fallen mir gelegentlich die Augen zu. Eine Uhr habe ich nicht, deshalb ist mir unbekannt, ob es vor oder nach Mitternacht ist, oder wie viele Stunden ich bis Sonnenaufgang noch zu warten habe.

So vertreibe ich mir die Zeit, indem ich jeden meiner um das Feuer in Decken liegenden Begleiter sehe und mich zu erinnern bemühe, wie unsere erste Begegnung stattgefunden hatte. Nach einer Weile erreiche ich so den letzten Schlafplatz – Gwyddnos – und glaube zu erkennen, dass er leer ist!

Die Decke bildet keine Wulst und trotz Dunkelheit bleibt schwerlich zu glauben, dass dort jemand liegen sollte! Erwähnenswert erscheint mir, dass alle Schlafplätze so nah am Feuer und in meiner Sichtweite liegen, dass es im Prinzip unmöglich sein konnte, sich unbemerkt davonzustehlen.

Nun schüttle ich erst recht den Kopf und versuche mich aufzuwecken. Denn auf alle Acht zu geben, fällt in meine Verantwortung.

Angespannt lausche ich in die Finsternis und schleiche zu Gwyddnos Schlafplatz, der tatsächlich verlassen ist. Da alle anderen fest schlafen und das Feuer mit frisch aufgelegtem Brennholz versorgt ist, begeben sich mutig weiter, den jungen Mann zu suchen.

Hell brennt die Fackel (ein mit Stoffresten umwickelter Ast) in meiner Hand, doch hell nur innerhalb eines Radius von drei Metern. Ich orientiere mich nach Gedächtnis und finde zu einer Mauer, der ich folge, alle paar Schritte wartend und Gwyddnos Namen flüsternd. Nach einer Weile höre ich, wie ich glaube, Schritte auf Fels, und es kommt aus einer Richtung, in der ein Labyrinth von Kellern und Gewölben liegt, die ich mir am Nachmittag selbst angesehen hatte. Daher weiß ich auch, dass ihre Decken verstürzt und ein tieferes Eindringen durch Schutt und Felsen verhindert war. Wie ich ankomme, zeigt sich mir eben jenes Bild. Außer meinem unruhigen Schatten ist dort aber niemand.

Gerade will ich zum Lager zurückkehren, um zu sehen, ob der Vermisste inzwischen zurückgefunden hat, da werde ich am Boden einer Steinplatte gewahr, die zeigt einen Riss, so frisch und unbewachsen, als sey er vor Minuten erst verursacht. In unerklärlicher Leichtfertigkeit trete ich darauf – und unter meinem Gewicht zerbricht die Platte vollends und lässt mich in einen darunterliegenden Hohlraum fallen, gut einen Meter tief.

Erschrocken aber unverletzt komme ich, bedeckt von Erde und Resten der durchbrochenen Bodenplatte, zu mir. Staub rieselt mir von den Augenlidern, die ich langsam öffne.

Dicht liegt die Fackel bei mir, beinahe erloschen, leuchtet sie Wand und Decke eines niedrigen Gewölbes aus, kaum drei Fuß hoch, und das Doppelte breit. Rund gewölbt ist die Decke gemauert und sie führt wohl noch tiefer unter die Veste, wenn der Durchgang nicht circa fünf Meter vor mir verschüttet gewesen wäre.

Der Entdeckung ungeachtet, kommt mir etwas anderes in den Sinn: Wie ich, am Boden zerschmettert, zu mir komme, da ist es, als sehe ein Mensch die letzten Sekunden seines Lebens. Übermütig stelle ich mir die Frage, was sterbende Menschen wohl öfter gesehen haben mögen: Schließen sie ihre Augen, während die Umrisse ihrer Freunde und Verwandten langsam in den Räumlichkeiten eines Kranken-

zimmers verblassen? Oder sehen sie (wie ich auf dem Boden liegend und sich die klaffende Wunde bedeckend), wie ihre Kriegskameraden über ihren Köpfen mit den Feinden ringen, derweil sie langsam verbluten? Welches Bild hat der Sterbende in der Menschheitsgeschichte wohl häufiger gesehen? – Das Friedliche oder das Schlachtgetümmel?

Als ich wieder klaren Verstandes bin, schüttle ich den Dreck von mir und will mich aufrichten, da sehe ich etwas im Boden vergraben, das glitzert im Schein der Fackel wie Metall. Also krieche ich auf allen Vieren und mit gesenktem Kopf – denn anders ist es gar nicht möglich – voran, und schiebe mit den Händen den Schutt zur Seite.

Je näher ich komme, desto mehr werde ich weiterer vergrabener Dinge gewahr: Stoffreste, grün gefärbt und sehr alt. Die zerfledderten Fetzen liegen, wie das Stück Metall, zur Hälfte im Boden eingebettet und es scheint die Annahme nahe, beide, Metall und Fetzen, seien zur selben Zeit hier zurückgelassen worden.

Meine schmutzigen Finger greifen nach dem aus der Erde stakenden Metall – und halten inne; denn der bunt bedruckte Stoff ruft eine Erinnerung hervor: Hatte nicht unser verschwundener Esel eine Decke auf dem Leib getragen, die war von ähnlicher, ja, gleicher Beschaffenheit? Und da erst erkenne ich mit Gewissheit, dass dem so ist: Beim Beladen des Esels und Sichern seiner Fracht ist mir die grün-schwarz kariert gewobene Decke ins Auge gefallen, und ich erinnere mich an die Mutmaßung, sie sey von Yista gewoben worden. Dicke und Maschenweite des Geflechts scheinen ebenfalls übereinzustimmen. Nur, was hat das zu bedeuten?

Ein fühlbarer Schauer kriecht mir über den Rücken, im Gedanken, dies seien in der Tat die Reste der Decke unseres entlaufenen Esels! Nur wie kann das sein? Wie soll seine Decke, auch wenn allein der altersbedingte Zustand der Fetzen dies ausschließt, in die Erde jenes verborgenen Tunnels gelangt sein? Eine Erklärung erscheint mir im Moment unerreichbar, und so greife ich stattdessen nach dem Metall.

Entgegen der Erwartung, ich hätte nun endlich einen Metallrest zum Einschmelzen gefunden – etwa die Spitze einer Lanze oder eines Pfeils – ziehe ich einen silbernen Ring aus dem Boden.



Bröckchen von Erde lösen sich, Staub puste ich fort. Dann wische ich ihn an meiner Kleidung blank, und voller Staunen betrachte ich den Fund:

Ganz aus Silber, trägt der Ring auf der Oberseite eine kreisrunde Scheibe, etwa ein drei Viertel Zoll im Durchmesser. Am Rand ist eine Millimeter-breite Nut eingezogen, die fasst das mit vertiefenden Linien herausgearbeitete Motiv ein: eine Löwen- oder Wolf-ähnliche Gestalt, vierfüßig und mit Krallen bewehrt. Die schmale Schnauze geöffnet; ein langer, borstiger Schwanz windet sich um das Tier. Sonst gibt es an dem Ring keine Initialen oder eingefassten Steine. Es ist ein schlichter, aber auch beeindruckender Ring.

Wie ich ihn, aus Neugierde, über meinen linken Mittelfinger streife, da gleitet er wie von selbst und findet seinen Platz fest hinter dem letzten Fingerglied. Als ich ihn jedoch wieder abzuziehen beabsichtige, da weigert er sich, und so sehr ich auch schiebe und drücke – über das vorliegende Fingerglied will er nimmermehr. Da lasse ich ihn seinen Trotz und grabe nach weiteren Schätzen – nur findet sich nichts.

Aus dem Tunnel hervorgekrochen und an die Oberfläche geklettert, bemerke ich verblüfft, dass der Tag angebrochen, die Fackel längst verloschen ist.

Zurück im Lager sehe ich Gwyddno, alle sind vollzählig. Nur der Esel fehlt noch immer.

Wo ich gewesen sey, fragt man mich, und ich berufe mich auf die Morgentollette. Aus unbegründeter Verlegenheit verschweige ich meine Entdeckung, nicht aus Habsucht, sondern Vorsicht. Denn vieles erscheint zu seltsam und selbst mir unglaubwürdig.

Da es sonst nichts weiter zu berichten gibt, machen wir uns wie vereinbart auf den Heimweg. Missmutig kehren wir der Ruine den Rücken, doch mit eindringlicher Absicht. Denn, zumindest mir, erscheint nichts ehrbarer, als die Gegenwart des geheimnisvollen Gemäuers mit der einer liebevollen Anniek einzutauschen. Nur gut einen Tag oder länger würde es dauern, nach Fornburg heimzukehren, daweil wir die Lasten unseres Lagerplatzes auf eigenen Rücken, anstelle dem des Esels zu tragen haben. Nicht weniger belastend wird es, als wir in der Ruine des kleinen Gebäudes zusätzlich das schwere Eisengitter aufladen, das zu tragen wir uns abwechseln.

Derweil liegt auf beinahe allen Gemütern Bedrückung, haben wir uns doch »fette Beute« von der Exkursion versprochen. Abseits dieser Grundstimmung fühlen sich einige ermutigt, andere grüblerisch: Marwo sieht besorgt nach seines Tieres Schicksal, und das verstehe ich gut; wer leichtfertig auf einen treuen Begleiter verzichtet, der ist ein Narr. Ilô dagegen scheint das nichts anzugehen: Wann immer er von seinen Notizen und Skizzenblättern aufschaut, lächelt er zufrieden, ist guter Dinge. Tatsächlich hält er sich zuweilen so verschwiegen, dass mir bange ward. Aber auch ich freue mich auf die Vorstellung seiner Erkenntnisse. Admete hat die anderen, wie ich, aufmerksam beobachtet; und wie ich ist sie geteilter Eindrücke: Zum Teil enttäuscht über die magere Ausbeute, und gleichzeitig besorgt und misstrauisch. Gleich mir erkennt sie, dass die Fornburg-Ruine, sobald wir sie betreten, ja, sobald wir den ersten Mauerstein berührt hatten, kein bloßes, unbedeutendes Relikt ist, das in der Landschaft verwittert. In meinen Worten würde ich von einem kultischen Platz aus uralten Zeiten sprechen, der mit der Zeit das Gewand einer Veste angenommen hatte. Und so betraten wir keine Anlage, die es auszuplündern galt! Vielmehr sollten wir uns Gedanken zuwenden, was die Fornburg uns genommen (uns »geplündert«) hatte. Der drückende Ring an meinem Finger, den ich stundenlang durch die Hand in der Jackentasche verberge, bestätigt mir diese Ahnung zu jeder Sekunde. Und so gehe ich mit den anderen fort, ermattet lächelnd, doch auch fürchtig, dass mir die Folgen der letzten Ereignisse die Welt meines Zuhauses wie eine Seifenblase zerplatzen lassen könnten. In der Tat gleicht es einem nie gekannten Instinkt – so, als wisse man um lauende Wölfe und fühlte das Adrenalin zur Flucht, gleichschon einem der Fluchtimpuls durch das Stadtleben fremd geworden ist. Trotzdem ist er da; ist ein Teil von mir; und ist richtig denn gewiss falsch oder gar irrig.

Es ward abends und noch immer gehen wir über die weiten Hügel nördlich vom Dorf. Blass steigt der Mond am Horizont auf und fasst unsere treibenden Gedanken, ihn anzusehen. So lenkt er ab von müden Füßen und reibender Kleidung; von der Enttäuschung, aber auch Aufregung bar der Gelegenheit, den anderen von unserem Abenteuer erzählen zu können. Da plötzlich verlangt es mich, die Hand hervorzuholen, um den Ring ein weiteres Mal zu betrachten: Und wie ich mit ge-

neigtem Blick auf ihn sehe, erkenne ich nicht länger den eingravierten Löwen, sondern ein anderes Motiv! Wie staunte ich angesichts des Umrisses einer tanzenden Frau, die sich, im bewegendem Moment eingefroren, drehte, dass ihr Kleid flog, und ihr Haarzopf mit ihr! Wie staunte ich über die Einsicht, dass mir dieser bewunderungswürdige Anblick nicht eher aufgefallen ist!

Schließlich schaue ich mit einem anderen Winkel auf die Oberfläche des Rings, da wandelt sich die Tanzende wieder zum Löwen, tritt zurück und verbirgt sich hinter dem Tier. Freilich handelt es sich um eine optische Täuschung, die der Schmied des Rings unzweifelhaft beabsichtigt haben musste! Und doch ist es nicht so einfach – denn es ist eine ausgesprochen auffällige optische Spielerei, wie ich mir durch wiederholtes »Wandeln« der Figur vorhalten kann. Einen so deutlichen Dualismus konnte ich beim erstmaligen Betrachten nicht übersehen haben, dessen bin ich mir so sicher wie über meinen eigenen Namen.

Das wiederum muss bedeuten, dass sich inzwischen etwas am Ring geändert haben musste, was, meiner Meinung nach, zum Mysterium der Ruine, ihren leeren Kellern, der fehlenden Fauna, sogar der eigenartigen Eseldecke passt! So bekomme ich es mit der Angst und will den Ring abstreifen – doch es gelingt noch immer nicht. Zu sehr wallt das Blut in meinen Adern, verdickt die Fingergelenke.

Wie wir uns dem Dorf nähern, bedeckt sich der Himmel zu einer undurchdringlichen grauen Matte.

Und ich fühle einschüchternde Kälte, wie nie zuvor in meinem Leben. Der Winter werde bald kommen, denke ich und ziehe mir den Kragen zu.

Wie wir die ersten Häuser passieren, sind sie in Dunkelheit gehüllt; das würde, angesichts der Tageszeit, sonst nicht verwundern, doch nicht hier: Selbst im Gasthaus brennt meist noch eine Laterne vor der Tür, dass die Umhergehenden, wie mir Lenn einmal ausführte, einen Zielpunkt auf den unbeleuchteten Wegen haben. Sie sollten ins Gasthaus finden, nicht um Kunden anzulocken, sondern aus reiner Sorgsamkeit. Dieses Motiv beeindruckte mich weit mehr als die Rhetorik, die er gebrauchte, mir dieses Prinzip zu verständlichen. Heute Nacht brennt jedenfalls keine Laterne vor dem Gasthaus, und auch sonst nirgendwo. Stattdessen müssen wir uns den Weg selbst beleuchten.

Dass ich diese seltsame Begebenheit nicht allein bemerke, zeigt sich an den Unverständlichkeit ausdrückenden Blicken meiner Weggefährten. Und ich sehe auch, dass, wäre es nicht ihr Zuhause gewesen, sie eher zur Flucht geneigt hätten; ja, wenn wir es nicht besser gewusst hätten, mochte man annehmen, wir seien in das falsche Dorf getreten!

Was mir anfangs wie ein Scherz ist, kommt mir bald gar nicht mehr lustig vor: Je weiter wir uns ins Innere von Fornburg bewegen, desto mulmiger wird mir, umso mehr, da kein einziger Laut außer das Plätschern des Dorfbachs zu vernehmen ist. Auf einmal sehe ich Dinge, die ich zuvor nicht wahrgenommen habe: ein Wetterhahn auf jenem Haus? Und war diese Tür nicht grün, nun braun?

Aufmerksam starre ich in die Finsternis, bereit für die geringste Bewegung. Weit öffnen sich meine Augen; der Puls gleichmäßig, doch zügig.

Ein jeder schweigt, und kann und will nichts anderes. Wäre noch der Esel bei uns gewesen, er wäre angesichts der Friedhofsstille aus Angst davongelaufen! Schon oft ging ich über die dunklen Dorfwege, auch allein, doch heute will ich nicht hier sein. Es kommt mir nicht länger vor wie ein willkommenener Hafen, eher wie ein legendärer Ort, von dem man sich besser fernhalten sollte. Und da schießt mir plötzlich durch den Kopf, dass das Dorf Fornburg nunmehr der Ruine Fornburg gar nicht mehr so unähnlich ist: Totenstill, beängstigend, verlassen.

Nachdem mir das schwere Eisengitter aus der Hand gerutscht ist und im Schlamm stecken bleibt, beginne ich meine Fassung zu verlieren; zu jeder Sekunde will mir panisch über die Lippen springen: »Hier ist etwas oberfaul!« Und so entscheide ich mich:

»Ich will übersetzen. Nach Ibyko.« Niemand sagt etwas dagegen; ganz im Gegenteil: Jeder scheint mit einem Male das Verlangen zu haben, nach Hause zu gehen, um seine Familie zu sehen. So halten wir es auch wortlos mit der Verabschiedung und lösen die Gruppe, jeder mit einer Fackel bei sich, auf.

Unbesonnen laufe ich mit beinahe fliegenden Schritten die Straße hinab, dass mir die Fackel in der Hand fast verlöscht. Ich lege keinen Wert auf die Häuser rechts und links des Wegs; ihre möglichen Eigenheiten oder Veränderungen. So unheimlich mir das Wesen Fornburgs geworden ist, so sehr konzentriere ich mich auf den einen

Lichtpunkt, der mir einfällt: Das Haus auf der Insel, in dem ich – hoffentlich – Anniek antreffe.

Ohne Umwege betrete ich den Steg, bemanne den dort angeknöteten Kahn und rudere, ohne jemandem begegnet zu sein, los. Schwarz ist das Wasser, dass es kaum das Fackellicht widerschimmern lässt, und eine handbreite Lage von Dunst zieht über die Wellen.

Den Weg nach Ibyko kenne ich auswendig; es bedarf keines Tageslichts, um die korrekte Richtung zur Insel einzuschlagen, auch wenn ich sie nicht sehen kann. Nur diesmal dauert die Übersetzung viel länger, als ich es gewohnt bin.

Normalerweise erreiche ich Ibyko, auch bei aufgewühltem Wellengang und Gegenwind, nach spätestens einer halben Stunde; diesmal sieht die Insel nach dieser Zeit so aus, als habe ich erst die Hälfte der Entfernung hinter mich gebracht. Kontrollierend schaue ich auf das Festland zurück und vergewissere mich, dass ich unter Mühen gerade den halben Weg zurückgelegt haben konnte, wenschon kaum ein Lüftchen geht und ich mich mächtig ins Zeug lege.

Meine Atemlosigkeit übersteigt nicht meinen Willen, zu Anniek zurückzukehren. Und so packe ich das Ruder nur noch fester und ziehe daran, als ginge es um Leben und Tod. Langsam nähere ich mich der Insel, so als würde ich durch Sirup rudern, oder als hielte mich ein unsichtbares elastisches Band, zwischen Festland und Kahn gespannt, zurück.

Kurz nach dem Ablegen vom Festland machte sich außerdem mein neuer Ring bemerkbar: Wie eine Klinge schnitt er mir ins Fleisch, je fester ich die Ruderstangen umgriff, dass ich glaubte, er würde sich so festsetzen, dass ich ihn nie wieder von meinem Finger lösen könne. Andererseits schlägt mir durch das haltlose Rudern immer wieder jenes Amulett aus dem Hemd, das ich vor einiger Zeit von Anniek erhalten hatte. Würde es mich schützen können? Wäre ich für diesen Aberglauben heute schon bereit? Mein Instinkt sagt ...

Da plötzlich gelange ich an den Steg der Insel, den ich durch mein Tempo beinahe zum Einsturz bringe. Wie ein Wilder stoße ich das Boot an Land, mit solcher leichtgängigen Gewalt, als würfe ich einen mittelschweren Ast in die Büsche. Von Ruhe und Wohlgefallen fern, haste ich den dunklen Weg, nunmehr ohne die Fackel,

zum Haus zu, poltere unaufhaltsam durch die Tür und stehe in einem lichtlosen Zuhause.

Ein paar Sekunden lausche ich in den Raum, in dem sich nicht die geringste Kontur abzeichnen will. Alles wirkt vertraut und fremd gleichermaßen; ein leerstehendes Haus, in dem ich dereinst gewohnt hatte.

Hinter mir klappert die offenstehende Tür durch den Wind gegen den Balken, dann lässt der Lärm nach. Aller äußere Einfluss legt sich, selbst die Vorhänge an den Fenstern hängen mit einem Male so ruhig, als seien sie auf ein Stillleben gezeichnet worden. – Und, wer das nicht selbst erfahren hätte, würde es nicht glauben. Insonderheit ich, als Wissenschaftler, setze für nahezu alle Vorgänge verständliche Grundlagen voraus, aus denen ich Ursache und Folgen ableiten kann. Doch in diesen Stunden scheint alles anders zu sein; eine gewandelte Wirklichkeit. Als habe man ein Leben lang in derselben Weise gelebt, und dann erfährt man durch eine übergeordnete Macht, dass man nur Teil eines Experiments gewesen ist, in dem physikalische Gesetze zu meinem Vertrauen eingerichtet worden seien; sie, die Gesetze, ganz anders seien, wenn sie denn überhaupt existierten. Als würde sich auflösen, dass es Gespenster tatsächlich gibt; sie sogar die Regel als Ausnahme darstellen, und sie in meiner Erinnerung nur deswegen so mysteriös erhalten sind, gerade weil man sie aus meiner Existenz fernhielt!

Bislang habe ich keinen Schritt nach vorne gewagt, auch wenn sich nur eine Person im Haus aufhalten kann. Stattdessen tritt nun jemand aus der Dunkelheit nach vorne; aus der letzten Ecke bei dem Kleiderschrank, dorthin, wo ich innehalte, in einen Bereich, der wenigstens ein wenig durch das von außen eintretende Mondlicht erhellt wird. Es ist Anniek.

Aufrecht, aber sehr langsam legt sie Fuß um Fuß, schreitet in einer geraden Linie auf mich zu, sagt kein Wort, starrt mir ohne Gesichtsausdruck in die Augen, bleibt eine Armlänge vor mir stehen, bewegt sich nicht. Ich muss eingestehen, dass mich noch niemals ein Anblick so geängstigt hatte. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bin ich mir sicher, dass dies nicht Anniek sey.

Traurig schaut sie nun, neigt den Kopf, als wolle sie mir sagen, dass ein Verwandter gestorben sey.

Ebenso vorsichtig strecke ich meine rechte Hand nach ihr aus, halte aber so gleich inne und lasse den Arm wieder hängen:

»Was ...? Was ist denn nur ...?«

Es fehlt mir an Worten das auszudrücken, das ich empfinde. Und da ich gar nichts empfinde, kann ich auch nichts sagen. Wie verhält man sich auch, wenn man kaum zwei Tage fort ist, und anschließend ein Zuhause wiederfindet, das man nicht mehr wiedererkennt? Obwohl alle Dinge an ihrem Platz stehen, sind sie es nicht, denn die gesamte Situation ist falsch. Jede Person zwar vorhanden, aber anders und von anderem Wesen. Verlassen und tatenlos sehe ich mich jetzt; mit Scheelsucht schaue ich auf den jungen Mann, der ich vor einigen Tagen gewesen bin.

Von unverändertem Gesichtsausdruck gefasst, öffnet sie den Mund und formt mit den Lippen Worte, die ich nicht hören kann. Erst glaube ich, einen Gehörsturz erfahren zu haben, oder dass es mich so sehr ängstigt, dass wenigstens mein Gehör kurzzeitig versagt. Aber dann nehme ich wieder die durch den Wind klappernden Fensterläden wahr – und ich weiß, dass Anniek tatsächlich nur die Lippen bewegt, so als würde sie sprechen! Wie unheimlich mir das vorgekommen sein muss, kann man nicht in Worte fassen.

Erschrocken aber aufmerksam starre ich auf ihren Mund und versuche die Worte zu errahnen. Es ist nur ein Satz, und bei dessen Interpretation besteht für mich kein Zweifel. Sie sagt stumm:

»Schilt nicht mich.«

Nach dem letzten Wort lässt sie den Mund geöffnet, so als erwartet sie eine gleichartig formulierte Antwort. Doch zunächst trete ich an sie heran, stets darauf bedacht, die linke Hand, an der mir der kneifende Ring drückt, nach hinten abzustellen, dass er meiner Liebsten nicht zu nahe komme.

Als ich ihr nun ganz dicht bin, sehe ich die Blässe ihrer Haut und lege gleich meine rechte Hand auf ihre Stirn. Sie ist kalt wie ein Stein aus dem Wasser.

Erschrocken fahre ich zurück, schaue ungläubig, lege die Hand abermals an ihre Stirn, dann meine Wange, da ich dem Eindruck nicht traue. Aber es ändert sich nichts. Sie ist, blass und kalt, wortlos und seelenlos, wie eine Tote. Und ich weiß nicht, was mir mehr einen Schrecken in die Glieder fahren lässt: Der Gedanke, dass

sie wirklich tot sein könnte, oder dass sich diese Endgültigkeit durch ihr »Totleben« verzögert; sie mir gar etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, ehe sie mich endgültig verlassen kann.

Wie ich sie gerade umarme, merke ich, dass ihre rechte Hand hinter meinen Rücken greift, meinen Arm vom Ellenbogen abwärts bis zum Handgelenk fährt und sich zwischen meine Finger klammert; eben an jene Hand, die ich vor ihr zu verbergen versuche. Noch sonderbarer ist mir, dass sie von dem Ring zu wissen scheint, obwohl sie ihn unmöglich gesehen haben konnte.

Meine Hand umklammert, führt sie beide nun vor ihre Brust, öffnet den Griff und weitet alle zehn Finger. Ohne ein weiteres Wort hebt sie meine Hand an ihr Kinn und nimmt eben jenen Finger, an dem der Ring fest sitzt, in ihren Mund hinein, bis er ganz darin verschwindet! Ich fühle, wie ihre Lippen den Ring umfassen und er mir, da sie den Finger wieder aus dem Munde zieht, abgestreift wird; so widerstandslos, als habe er nie festgesteckt!

Sekunden später spuckt sie den Ring auf den Boden, dass er dort klirrt und neben dem Tischbein liegen bleibt.

Ich sehe, dass sich ihre Lippen abermals bewegen und sie weitere Worte formuliert, nicht mit weniger Mühe als zuvor:

»Zurück« und »bitte« kann ich erraten, ehe sie wieder verstummt.

Und da sehe ich die Aufgabe vor mir: Der Ring muss dorthin zurück, wo ich ihn ausgegraben habe, denn er ist es, der diese unheimliche Änderung bewirkte!

Ein »verfluchter« Ring? Könnte es das wirklich sein? Sonst hätte ich mit einem Kopfschütteln darüber gelacht. Aber dass ich in einer ganz besonderen Welt bin, das wusste ich ab dem Moment, als mir Elena am Waldrand begegnet ist.

Ich falle auf die Knie, denn das erscheint mir die richtige Verhaltensweise. Demütig zu Boden sehend, greife ich nach ihren Knöcheln, denn barfuß steht sie im Raum.

»Ich willfahre deiner Bitte ...«, flüstere ich ängstlich und der Zukunft ungewiss.

Da ich nicht wage aufzusehen, krame ich ein Taschentuch aus dem Mantel, greife, die Hand damit geschützt, den Ring auf und wickle ihn darin ein. So springe



ich auf und laufe aus dem Haus, ohne zurückzusehen; ohne ihre Füße noch ein letztes Mal, ihr Gesicht noch ein letztes Mal geschaut zu haben.

Noch schneller als zuvor renne ich dem Kahn entgegen, darauf bedacht, den Ring sicher in der Innentasche meines Mantels verstaut zu haben. Ein weiter Weg liegt vor mir, und das Abenteuer wäre noch lange nicht ausgestanden. Alles, was mich jetzt noch motiviert, ist die Begrenzung des angerichteten Schadens; und ich gebe mich ganz der Hoffnung hin, die Zurückgabe des Rings würde alles wieder berichtigen.

Diesmal überquere ich den Sund innerhalb von Minuten, als würde mich der Ring, anders als beim ersten Übersetzen, nun in Richtung der Burgruine ziehen.

Am Horizont erblicke ich die stillstehenden Flügel der Mühle, und noch immer ist das Dorf in eine gespenstische Ruhe gelegt, aus der kein Laut dringt, und keine Esse raucht.

Mit einem Mal kommt mir vor Augen, dass es meinen Begleitern ebenso wie mir ergangen sein mochte! Was hatte ich nur getan? Unbedacht entwendete ich dieses schmucklose Ding, und stürzte damit meine Freunde in ein unbeschreibliches Unglück. Welche Furcht müssen sie ausgestanden haben, wenn sie auch nur annähernd das erlebten, das mich auf Ibyko erwartete?! Umso schneller muss ich meinen Weg gehen; ohne Rast die Ruine erreichen, und sollte ich dabei zusammenbrechen!

Als ich am Steg in Fornburg lande, mache ich mir nicht einmal die Mühe, das Boot anzuknoten; genau genommen dürfte es auf den Sund getrieben sein, denn ich stoße es mit dem Fuß ab, sowie ich aus ihm herausspringe.

Als habe man mir das Startsignal zu einem Marathon gegeben, sprinte ich durch das Dorf, und lasse alles außer Acht, das mir seitlich des Weges begegnet, bis auf eines: Admete, die, am ganzen Körper zitternd, gerade aus dem Dorf geht. Wie ich an ihr vorbeistürme, meine ich zu sehen, dass sie sich kaum auf den Beinen halten kann, so als würde sie ihren »letzten Weg« beschreiten. Ich weiß, was geschehen ist: Sie begegnete bei sich Zuhause ihrem Gefährten, wohl von gleichem erschreckenden Erscheinungsbild, doch ohne das Wissen, wie dem beizukommen ist. Darum kümmerge ich mich. Nur verbleibt mir die Hoffnung, als ich bereits in der anbre-

chenden Nacht hinter dem ersten Hügel verschwinde, dass sie sich nichts antue, durch das, was sie wahrzunehmen gezwungen wurde.

Durch unvertraute Kondition gestärkt, reicht meine Ausdauer bis bald an die ersten Gebäude-Ruinen im Vorland der Veste. Dort, wo wir das Kamingitter entdeckt hatten, dort raste ich ein paar Minuten, wenschon ich beileibe glaube, das Böse selbst sey hinter mir her, und jede Sekunde, die ich hier mit Ruhen vertrödle, würde diese Gefahr näherkommen.

Nach Atem schnappend und meine Beine massierend, bedenke ich die Zahl der Begebenheiten, die mich in diese Lage gebracht haben: Ereignisse, die zunächst wie Zufälle aussahen, sich aber nach meinem Verständnis im Nachhinein zu einer Kausalitätskette verbinden, die alles in einen Kontext stellen: – Und ist das nicht verrückt? Die Bodenplatte, die mir ins Auge fällt; die Bereitschaft, leichtfertig auf sie zu treten. Und denkt man weiter in die Vergangenheit: Meine Nachtwache, und Gwyddnos Verschwinden, das mich erst in die Nähe der Unterhöhlung führte; ja, sogar das Durchzählen der Schlafenden konnte man dazurechnen! Jetzt, da ich darauf schaue und alles begreife, ist es mir unheimlich, denn es sieht so aus, als lockte und rief der Ring nach mir!

Ich muss weiter und so treibt es mich ohne Ruhe stundenlang über die Hügel, die, dank fehlender Bewaldung, gerade ausreichend hell angestrahlt sind, dass ich meinen Weg finde. Bald passiere ich die geheimnisvolle Mauer aus aufgerichteten Felsen, kurz darauf stehe ich unter dem Torhaus der Fornburg.

Nicht die geringste Sorge verschwendend, eile ich zu derjenigen Stelle, an der ich durch den Boden gebrochen war, finde sie sogleich und halte davor an: Ist es tatsächlich so einfach, dass ich den Ring auswickle und in das Loch werfe? Oder muss ich ihn in genau jene Lage versetzen, aus der ich ihn befreit hatte? Lieber will ich kein Risiko eingehen und steige trotz unsäglicher Angst abermals in das dunkle Gewölbe herab. Diesmal fehlt mir eine Fackel, also sehe ich kaum die Hand vor Augen. Jedoch, ich taste mich voran, und wo ich meine, weit genug gekrochen zu sein, da schürfe ich mit den Händen eine Mulde, schüttle den Ring hinein und schiebe sofort Erde darüber.

Keine Sekunde hält es mich länger in diesem Verlies, also kehre ich um und klettere an die Oberfläche, wohl sehend, dass gerade die Sonne aufgeht. Ermattet und müde würdige ich die Stelle eines letzten Blickes, in dem Gedanken verloren, das Erdloch irgendwie zu verschließen, dass niemand anderes auf die Idee komme, dort nach Schätzen zu graben. Aber es fehlt mir an der bloßen Kraft, mich wieder auf die Beine zu stellen; wie sollte ich da einen Felsen auf das Loch schieben?

Würde nur ein jemand davon wissen, was ich dort verborgen halte, er könnte das Geheimnis mühelos freilegen. – So denke ich noch, kurz bevor ich vor Erschöpfung ohnmächtig zu werden drohe.

Verzweifelt besinne ich mich auf meinen Rückweg; an den Weg selbst, der mich die Mühe eines Lebens kosten würde; als auch an das zu Erwartende im Dorf. Denn gewiss bin ich mir keinesfalls, ob damit alles wieder hergerichtet wäre. Genau so gut könnte man annehmen, dass ich zurückkehre, und jedes Detail, das dereinst mich und Admete aus dem Dorf getrieben hatte, wäre noch zugegen und nicht weniger gespenstisch! Mehr noch, mein rasches Fortlaufen aus des Dorfes Grenze muss auf jeden, der mich gesehen hat (und dies gilt insbesondere für Admete), wie die Flucht eines Feiglings gewirkt haben. Vielleicht hätte ich meine Freunde besser nicht alleine lassen sollen.

Gleichsam bemerke ich die Seltsamkeit, dass mir das Erfahrene (genauso konnte es aus einem Märchenbuch stammen) nicht sonderbar vorkommt – gleich schon es mich über die Maße geängstigt hatte. Und ein schauerliches Erlebnis wie dieses erleichtert mir das Verständnis für den Zustand, dass die Ruine bis heute unbewohnt ist.

Und was ist mit daheim? Mit Anniek und den anderen? Werden sie mich noch ...?